

TROPEN

MARTIN THEIS

END ZEIT REISE

Als mein Sohn mich fragte, wann die Welt untergeht



9 783608 504989

SACHBUCH

MARTIN THEIS

**END
ZEIT
REISE**

**Als mein Sohn mich fragte,
wann die Welt untergeht**

TROPEN SACHBUCH

Die Rahmenhandlung spielt in einer fiktionalen Wirklichkeit. Die Erzählungen dazwischen sind Realität, die eigentlich nicht wahr sein darf. Wo nötig, wurden Namen zum Schutze der Protagonist:innen geändert.

Das vorangestellte Zitat stammt aus: J. A. Baker. *Der Wanderfalke*, aus dem Englischen von Andreas Jandl und Frank Sievers ©2013 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH.

Tropen

www.tropen.de

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Redaktionelle Bearbeitung: Benjamin Mildner

Umschlag: © Steve Marshall, 2022

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50498-9

E-Book ISBN 978-3-608-12020-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**»Am schwierigsten ist es, das zu
sehen, was tatsächlich da ist.«**

J. A. Baker, Der Wanderfalke

Für Kofi

INHALT

- Am Ende (*Newtok, Alaska*) 11
- Bis hierher lief's noch ganz gut 17
- Gelobtes Land (*Newtok, Alaska*) 34
- Das versicherte Leben 46
- Am Wasser gebaut (*Rockaway Peninsula, New York*) 63
- Zuhause 77
- Großstadtnomaden (*Ulan Bator, Mongolei*) 89
- Das Übel an der Wurzel 100
- Mission Erde I (*Manhattan, New York*) 111
- Ach, Nichts 114
- Am Rande des Wahnsinns (*Bedburg, Rheinland*) 129
- Die Offenbarung des Jan Udo 138
- Josefs Schatz (*Csibrák, Ungarn*) 145
- Vom Ausbleiben der Zwickibussis 149
- Und wird nicht gebrochen (*Tübingen, Baden-Württemberg*) 156
- Mitarbeiter Nummer 78 170
- Veni, vidi, Venezia (*Lido, Venedig*) 180
- Die Entstehung der Welt 197

Tropfen auf den heißen Torf (<i>Ulan-Ude, Sibirien</i>)	208
Das Habitat	218
Watapata Tabu Sana (<i>Stone Town, Sansibar</i>)	229
Die Operation	241
Mission Erde II (<i>Manhattan, New York</i>)	253
The Hessians	256
Schon immer Hannelore (<i>Kuckum (neu), Rheinland</i>)	273
2050	285
Mission Erde III (<i>Manhattan, New York</i>)	298
Die Sauberkeit unserer Frontscheiben	303
Das Experiment (<i>Harvard University, Cambridge</i>)	310
Blackout	321
Die Arche Ben (<i>Grenzgebiet, Sachsen</i>)	333
Du musst dein Leben ändern	344
Am Anfang (<i>Guntershausen, Baunatal</i>)	349
Letzte Worte	352

AM ENDE

Newtok, Alaska

Ich trete so nah an den Ninglick heran, wie es die weiche Erde erlaubt. Vor mir rauscht der gewaltige Strom, aufgepeitscht von Sturm und Regen der vergangenen Tage. Er drängt in Richtung Beringsee, ist hier im Delta selbst schon fast Meer. Hinter mir liegt Newtok, eine Ansammlung versackender Blechhütten auf Stelzen. Dort leben Yupik, die indigenen Bewohner dieser Sumpflandschaft. Entlang der steilen Küste klaffen Risse im Grün. Grasbüschel hängen von der Abbruchkante. Die Erde zergeht, und der Strom nimmt sie mit sich, Brocken für Brocken, auf Nimmerwiedersehen. Bald stürzen die ersten Hütten ins Wasser.

Permafrost. Der dauerhaft gefrorene Boden bedeckt ein Viertel der Landfläche auf der Nordhalbkugel. Seit Tausenden von Jahren sind dort gigantische Mengen CO₂ und Methan gespeichert. Eingefrorene Pflanzenreste enthalten bis zu 1600 Gigatonnen Kohlenstoff – etwa doppelt so viel, wie sich in der gesamten Atmosphäre befindet. Noch. Denn das Eis, das zwischen Gestein, Sedimenten und Erde in die Tiefe reicht, hat zu tauen begonnen.

Als ich mich nach vorne beuge, sehe ich Rinnsale aus der dunklen Erde treten und in den Ninglick laufen. Ich denke an das Wort *Wasserlassen*. Das Tauwasser wird Teil des großen, erdumspannenden Blaus, das sich immer mehr Land nimmt.

Im Boden unter mir erwachen uralte Mikroben zum Leben. Sie zersetzen das organische Material und die Treibhausgase entwei-

chen. Der tauende Permafrost könnte die Welt endgültig über die Schwelle katastrophaler Erhitzung stoßen. Hier vollzieht sich eine Rückkopplung, von der Erwärmung zum Tauen zur Erwärmung und so weiter. Schon kurze Wärmephasen reichen aus, um große Mengen Permafrost zu vernichten. Weil er auf vielfältige Weise mit der Umgebung reagiert, ist es schwer, die Folgen vorherzusagen. Sicher ist: Ich stehe auf einer tickenden Zeitbombe.

Ich hebe den rechten Fuß und der Boden zieht mir fast den Gummistiefel aus. Mit einem Schmatzen löst sich die Sohle, in ihrem Abdruck sammelt sich Wasser. Es riecht nach Schlick, Benzin und Scheiße. Alaska habe ich mir anders vorgestellt, so wie ich mir überhaupt alles ganz anders vorgestellt habe.

Wegen Newtok verpasse ich Nimos zweiten Geburtstag. Jasmina sagt, das sei typisch, und ich sage, wir brauchen das Geld. Ein zwischenmenschliches Gerichtsverfahren. Und immer ist es kalt in unserer Kellerwohnung.

Wie soll ich Nimo das alles eines Tages erklären?

»Wer bist du?«, fragt hinter mir jemand auf Englisch. Ich drehe mich um und stehe vor einem drahtigen Yupik-Teenager, der mir bis zur Brust reicht. Er vergräbt die Fäuste in den Ärmeln seines Kapuzenpullovers. Sommersprossengalaxien krümmen sich in seinen Grübchen.

»Ich bin Kevin«, sagt er.

Martin. Mar-tin. Mmmm. Arr. Tin. Mein Name klingt hier draußen wie eine haltlose Behauptung. Er bedeutet so viel wie ein Abiturzeugnis im Urwald oder ein Seepferdchenabzeichen in der Wüste.

»Woher kommst du?«, fragt er.

Ja, von Deutschland habe er schon mal gehört.

Kevin spuckt eine braune Masse neben sich, holt eine silberne Blechdose aus seiner Hosentasche und hält sie mir hin. Der Kautabak ist dunkel und weich wie der Boden unter Newtok. Ich stecke

mir einen Batzen hinter die Oberlippe und es schmeckt, als würde ich an einem schmutzigen Stromkabel lutschen. Er nickt zufrieden, als ich das Gesicht verziehe.

»Wie heißt der Fluss dort, wo du zu Hause bist?«

»Das kommt drauf an, was das heißen soll, *Zuhause*«, sage ich.

Ich denke zuerst an den Neckar, nahe unserer Kellerwohnung in der schwäbischen Provinz, wo wir studiert haben und wegen Nimo auch geblieben sind. Dann denke ich an die Fulda, einen Steinwurf von meiner alten Schule in Kassel entfernt. Und schließlich an die Bauna, ein Flösslein, das durch Baunatal fließt, am Wohngebiet meines Vaters vorbei und durch die Dörfer, bis es in die Fulda übergeht.

»Welche Fische fangt ihr dort?«, fragt Kevin.

Was das angeht, weiß ich wenig über meine Heimat.

Aber was nützen mir Fische. Jasmina besteht darauf, dass ich mir einen richtigen Job suche. Geschichtenerzählen, das ist doch nichts. Wir müssten endlich raus aus der kalten Kellerwohnung und leben wie erwachsene Leute. Wenn ihr Vater, ein Unternehmer aus Rotterdam, uns finanziell nicht aushelfen würde, säßen wir schon auf der Straße, sagt sie. Woher nur die Kälte in dieser Wohnung komme, diese elende Kälte, da bekomme das Kind eine Lungenentzündung. Ich könne doch für die Universität Mitteilungen tippen, im Bereich Presse und Öffentlichkeit, oder gefrorenes Gemüse ausliefern. Hauptsache geregeltere Einkommen.

»Als ich klein war, reichte das Ufer bis dort hinten«, sagt Kevin und hebt den Arm. »Bis zur Hälfte des Flusses.«

Als ich klein war, fror bei uns hinter dem Wohngebiet in Baunatal der Leiselsee zu, spätestens im Januar.

Gemeinsam schauen wir hinaus.

Ich hätte es wissen können. Nein, ich habe es gewusst. Und doch trifft es mich wie ein Schlag in den Nacken.

Ungefähr in Kevins Alter hörte ich zum ersten Mal das Wort *Kli-*

mawandel. Herr Böhme verteilte im Politikunterricht einen Text des amerikanischen Politikers Al Gore. Der tourte mit seiner Diashow durch die Welt, mit der er die Menschheit über die Folgen des Treibhauseffektes aufklären wollte, über die arktische Eisschmelze, den steigenden Meeresspiegel und die Verwüstung fruchtbarer Landstriche. Er projizierte den Teufel an die Wand. Es hieß aber, mit ein paar mehr Windrädern würden wir das wieder in den Griff bekommen.

Böhme war der einzige Lehrer mit Dokortitel und hatte mit seiner Ehefrau Bücher über Tai Chi Chuan verfasst. Er unterrichtete mit halb geöffneten Augen und konnte mit Gleichmut vom drohenden Kollaps unserer Zivilisation sprechen. Neben mir saß Max, der ab der großen Pause bekiffte war. Chill mal, meinte er, als ich mich aufregte, das sei alles noch hundert Jahre hin.

»Sind wir wirklich so behindert?«, sagte ich und klopfte mir gegen die Stirn.

Ich war wohl laut geworden. Böhme regte sich nicht und schien durch mich hindurchzusehen. Von seinen Augenbrauen standen einzelne, sehr lange Haare ab. Wahrscheinlich massierte er sich in diesem Moment die inneren Organe per Froschbauchatmung, um sein Chi zu pushen. Da witterte Max seine Chance.

»Ich find's schwul, dass du *behindert* als Schimpfwort benutzt«, sagte er und legte die Stirn in Falten wie George W. Bush. Was für ein Spast, dachte ich damals.

Der Ausstoß von Treibhausgasen ist seitdem nur noch gestiegen. Der Wandel aber vollzieht sich schleichend, sodass ein Menschenleben kaum auszureichen scheint, um ihn zu begreifen. Als ich aufwuchs, galten Hitzerekorde als gute Nachrichten. Sie wurden mit Bildern von Schwimmbädern und tropfenden Eiskugeln illustriert. Irgendwann habe ich verdrängt, was Böhme uns erzählt hat. Wenn, dann würde es die übernächste Generation treffen. Und niemals würde ich Kinder bekommen, dachte ich.

Niemals.

Jetzt ist alles anders.

Der Boden scheint zu beben. Ich breite die Arme aus, um nicht umzukippen.

»Haut rein, oder?«, grinst Kevin. »Du bist weiß wie der Mond, Bro.«

Ich spucke den Flatschen neben mich, doch werde den Geschmack nicht los. Kevin hält mir einen Flachmann hin. Er fragt, ob ich einen Mammutstoßzahn kaufen wolle. Keinen ganzen natürlich. Er hält seine Zeigefinger eine Armlänge auseinander. So lang. 300 Dollar.

Wenn die Erdbrocken in den Fluss rutschen, lösen sich die Fossilien und sinken auf den Grund. Bei Ebbe stapfen die Jungs aus dem Dorf mit Stangen durchs Watt und stochern nach Schätzen, die sie bei den weißen Händlern zu Geld machen. Die nennen es »ethical ivory«. Kevin ist egal, wie sie das nennen, er will hier raus und dafür braucht er Geld. Ich schüttele den Kopf.

»Was zu rauchen?«, fragt er. 50 Dollar das Gramm.

Er sagt, er könne im Grunde alles besorgen, habe gute Verbindungen nach Fairbanks, einer tausend Kilometer entfernten Stadt im Nirgendwo. Aber eigentlich habe er jetzt andere Pläne.

»Die Army ist meine einzige Chance, dem Delta zu entkommen«, sagt er. Gerade trainiere er für die Aufnahmeprüfung. Liegestütze. Sit-ups. Dann zwei Meilen rennen. »Ich hab eine Scheißangst, dass die mich ablehnen.«

Kevin setzt sich auf einen alten Quadreifen im Schlamm. Er zieht zwei Buttermesser aus seiner Bauchtasche. Aus einer zweiten Blechdose fingert er eine kleine Cannabisblüte, die er auf seinem Knie ablegt. Die Messerspitzen erhitzt er über einem Sturmfeuerzeug, dann nimmt er die Blüte damit auf und presst sie zusammen wie mit einem Waffeleisen. Er zieht den aufsteigenden Rauch ein und hält die Luft an. Dann atmet er aus, geht runter auf den Boden und macht Liegestütze mit enganliegenden Ellenbogen. Seine Hände sinken in den Schlamm. In Newtok stirbt man keinen Hel-

dentod. Von hier aus betrachtet ist der Dienst an der Waffe eine gute Option.

Ich habe schon länger das Gefühl, dass auch meine Welt untergeht.

Eines Nachts, nach einem weiteren Streit in unserer kalten Kellerwohnung, habe ich mich an Nimos Bett gehockt und seinen Atemzügen gelauscht. Wie von selbst formte sich in mir ein Versprechen: *Für dich mache ich alles gut.* Jetzt weiß ich, dass diese Worte mehr Gewicht hatten, als ich tragen kann.

Kevin hält die Flamme des Sturmfeuerzeugs an die Spitzen seiner Messer.

»Solange ich es nicht versucht habe, ist noch alles möglich«, sagt er.

Ich werde mir keinen vernünftigen Job suchen.

Wir sind Optimisten, Kevin und ich, jeder auf seine Weise.

BIS HIERHER LIEF'S NOCH GANZ GUT

Sobald wir außer Sichtweite der Autovermietung sind, fahre ich rechts ran. Dort haben sie schon so erschrocken geguckt, als ich die Tüten mit den Tomatenpflanzen auf die Rückbank der Limousine gestellt habe – Berner Rose, Ochsenherz, Noire de Crimée, Japanische Birne und Andenhorn. Das Folgende wäre sicher zu viel gewesen.

Vom Beifahrersitz aus überreicht mir Nimo das große Gurken-
glas wie einen kostbaren Kelch. Wir haben es mit Wasser gefüllt
und den Deckel durchlöchert. Darin schwimmt Carlos, unser Ur-
zeitkrebs der Gattung Triops.

»Vorsicht, Papa, Vooorsicht«, sagt Nimo.

Die Triops leben in stillen Gewässern.

Ich reiße lange Streifen vom schwarzen Panzertape und befestige
unser Aquarium damit auf dem Armaturenbrett. Die bevorste-
hende Fahrt des Urzeitkrebses erinnert vage an das Schicksal all der
Hunde, Katzen, Frösche, Quallen, Ameisen, Fruchtfliegen, Mäuse
und Affen, die Amerikaner und Sowjets bei ihrem Wettlauf um die
Mondlandung ins All geschossen haben. Auch Carlos ist hier weit
außerhalb seiner natürlichen Komfortzone. Mit dem Unterschied
nur, dass Nimo auf ihn Acht geben wird, bis er in Sicherheit ist.

»Keine Angst, es wird ihm gut gehen«, sage ich, auch zu mir selbst.

Carlos darf nicht sterben. Ich stelle die Klimaanlage auf 25 Grad,
denn er mag es warm.

Wir wollen von der schwäbischen Provinz nach Nordhessen

fahren. Meine Mutter hat mich ermahnt, bloß nicht den Zug zu nehmen. Neueste Forschungen würden belegen, wie gefährlich das Virus auch für jüngere Menschen sei. Sechs Jahre nach Newtok sind die dringendsten Krisen eine Pandemie und ein Krieg in Osteuropa.

Der Urzeitkrebs ist schon etwa so lang wie Nimos Zeigefinger. Sein Schwanz ist dem einer Garnele nicht unähnlich, vorne geht sein grünlich schimmernder Panzer in die Breite. Man kann beinahe durch ihn hindurchsehen. Über den eng zusammenstehenden Punktaugen hat er noch ein drittes Auge, mit dem er Änderungen in der Helligkeit wahrnehmen kann. »Triops« heißt »der Dreiäugige«. Wie auf Schwingen gleitet er durch sein Habitat. In Sand und Nährboden haben wir hellgrüne Pflänzchen gesetzt. Froschlöffel, Mooskugel und Feinfiedrige Haarnixe tragen hoffentlich dazu bei, dass er sich auch unterwegs zu Hause fühlt. Das Blatt eines Seemandelbaums soll als natürliches Fungizid wirken.

Nach den Hitzerekorden der vergangenen Monate sind die Böden rissig geworden und das Gras kräuselt sich gelb auf den Grünflächen entlang der Hauptstraße. Dazwischen strahlt mancher Garten in einem satten Grün, obwohl die Regierung dazu aufgerufen hat, kürzer zu duschen und, wenn möglich, die Pflanzen nicht zu bewässern. Ich spüre wieder so ein Pochen im Kiefer, diesmal links oben.

Die Sommer sind nicht mehr das, was sie mal waren. Ich habe Nachforschungen dazu angestellt, Daten von Wetterstationen gesichtet, Klimaforscherinnen und Klimaforscher interviewt und meinen Großvater befragt, der jedes Jahr aus unterschiedlichen Gründen sagt: *Dieser Sommer ist nichts*. Im letzten Jahr etwa hat es ständig geregnet und die Tomaten der Nachbarschaft waren von einer braunen Fäulnis befallen. Es hagelte Eisbälle, weshalb aus unseren vor Blüten sonst überquellenden Balkonkästen nur kahle Stängel ragten. Jetzt werden die Blätter gelb vor Hitze.

Der Blick in das Gurkenglas hat etwas Tröstliches.

Das Wasser liegt während der Fahrt still wie ein Gebirgssee. Nur ein leichtes Vibrieren meine ich an der Oberfläche ausmachen zu können, bevor ich lieber wieder auf die Fahrbahn schaue. Im Radio singt Cher *Do you believe in life after love*.

Die Straße ist noch schwarz von der Nacht. Sie wird uns nicht an den Strand und nicht in die Berge führen, wir werden weder Urwälder durchwandern noch Pyramiden erklimmen. Wir machen nur Urlaub in Baunatal, einer Mittelstadt, die so ist wie jede andere. Mein Vater hat mich gebeten, in den Ferien seinen Kater zu füttern und *auf das Haus aufzupassen*, was auch immer das bedeuten soll. Er selbst will mit dem Wohnwagen nach Kroatien aufbrechen, mit seiner Renate auf dem Beifahrersitz und dem Vorsatz, den Kontakt zu anderen Leuten aufs Nötigste zu beschränken.

Mit Nimo kann jede Reise zum Abenteuer werden.

Bei Stuttgart fahren wir auf die A81, in Richtung Norden. Das heißt, wir fliegen fast. Ich habe einen VW Golf bestellt, dann aber eine Mercedes E-Klasse bekommen, weil sie nichts Kleineres mehr dagehakt haben. Es ist, als würden wir auf einem Magnetfeld dahingleiten. Als wir hinter Leonberg in einen Tunnel schießen, leuchten die polierten Armaturen violett. Nimo nennt es *das schöne Licht*. Hinter den getönten Scheiben der Seitenfenster rauschen noch die orangen Lampen des Tunnels vorbei, dann ein Industriegebiet und dahinter gelbe Felder mit Windrädern. Wenn alles gut geht, werden wir Carlos in ein paar Stunden ein neues Aquarium einrichten.

Noch ehe wir das Schwabenland verlassen haben, berichten sie im Radio von einer großen Flut, in Indien, Pakistan oder Bangladesch. Erst habe ich nicht hingehört, dann sagen mir die Ortsnamen nichts. Sie sagen, ein Drittel des Landes stehe unter Wasser.

Aus Ostdeutschland werden wieder Waldbrände gemeldet. Es heißt, nie zuvor habe die Brandenburger Feuerwehr so viele Einsätze gehabt.

Nach ein paar Songs kommt ein Beitrag zur Jahrhundertflut letz-

ten Jahres in Westdeutschland. Die Untersuchungen dazu sind jetzt abgeschlossen und die Kommission hat ihren Bericht vorgelegt. Man ist zu dem Ergebnis gelangt, dass Dutzende Leben hätten gerettet werden können, wenn die Behörden auf die Unwetterwarnungen des Deutschen Wetterdienstes gehört hätten. Über Nacht waren Flüsse zu Sturzfluten angeschwollen, hatten Felder abgetragen, Dörfer überschwemmt und Hauswände fortgerissen. In wenigen Stunden war damals Regen für einen ganzen Monat gefallen, und die Wassermassen haben die Leute in ihren Häusern überrascht. Wieso hat niemand sie gewarnt? Es wird noch einmal der O-Ton eines Ministers abgespielt, der von Mitgefühl sprach, aber auch zur Besonnenheit riet. Dies sei eben das Wesen von Katastrophen, sagte er, dass niemand sie vorhersagen könne.

Ich will das Radio abschalten. Im Lenkrad gibt es einen Knopf dafür, nur wenige Zentimeter von meinem Daumen entfernt. Solche Nachrichten umkreisen Nimos Kopf bloß wie Weltraumschrott und kollidieren irgendwann vielleicht mit seinem zerbrechlichen Glauben. Doch wenn ich jetzt abschalte, wird er erst recht hellhörig werden und mich genauestens zu dieser Sache befragen, mit kleinen Sorgenfalten zwischen seinen blonden Augenbrauen. Also lasse ich es laufen. Ich hoffe, dass die Sendung bald vorbei ist oder dass Nimo zumindest nicht so genau hinhört – obwohl ich ja weiß, dass er das tut.

Die Sprecherin addiert Millionensummen und Menschenleben, um den Schaden zu beziffern. Eine Frau erinnert sich mit bebender Stimme, wie sie nachts auf dem Dach ihres Hauses ausgeharrt hat, inmitten der Fluten. Die Wetterwarnungen sind zwischen ungeklärten Zuständigkeiten und dem Optimismus lokaler Politiker verebbt. Im Rauschen des brüchigen Radiosignals hören wir die Stimme eines Meteorologen: »In der Welt, in der unsere Kinder einmal leben werden, werden solche Fluten leider zur Normalität gehören«, sagt er. Das Radio verstummt, als wir in den nächsten Tunnel fahren.

»Papa?«, sagt Nimo.

»Ja?«

»Die Welt, in der unsere Kinder einmal leben werden, das ist die Welt, in der ich einmal leben werde«, sagt er. »Weil ich dein Kind bin.«

Ich umklammere das Lenkrad so fest, dass meine Handknöchel weiß werden. Vielleicht muss ich mich jetzt zu dieser zukünftigen Welt erklären. Er weiß von meinen Recherchen. Und obwohl es einiges zu sagen gäbe, folgen lange Sekunden des Schweigens. Es ist nicht so, als würde mir dazu nichts einfallen. Vielmehr ist mein Kopf verstopft mit Satzanfängen, die sich im Nichts verlieren, mit Bildern der Verwüstung und einem Stimmengewirr von Menschen, denen ich seit Newtok begegnet bin, in Sansibar und New York, in der Lagune von Venedig, der mongolischen Steppe, am Rande des Tagebaus, in einer alten DDR-Kaserne und immer wieder in Tübingen, wo wir wohnen.

Ich sage, wir könnten uns jetzt etwas anderes anhören.

Mein Vorschlag ist *Superschlaue Tiere*, Nimo aber besteht auf *Maya und Azteken*. Über den Bildschirm neben der Geschwindigkeitsanzeige wähle ich das Hörbuch aus. Das Intro kann er schon mitsprechen: *Wann war die Blütezeit der mächtigen Maya? Was ist mit ihnen geschehen? Wie viel ist von ihren ehemals prächtigen Städten noch heute zu sehen?*

Nimo will Archäologe, Paläontologe und Fußballer werden. In einem Vortrag hat Nimo seiner Klasse erklärt, dass wir die Farben der Dinosaurier nicht kennen, weil wir ja nur ihre Knochen und versteinerte Hautreste untersuchen können. Man vermute jedoch, dass zumindest die Pflanzenfresser farblich an ihre jeweilige Umgebung angepasst waren. Dies hätte ihre Überlebenschancen erhöht und sei überall in der Natur zu beobachten – die Farbe der Triops etwa ähnelt dem Bodengrund ihres Biotops, sodass sie im meist trüben Wasser fast unsichtbar und vor Angriffen durch Vögel geschützt sind.

Im Zwielficht der Geschichte liegt auch der Grund dafür, warum die Maya bereits im 9. Jahrhundert einige ihrer Städte im Tiefland

aufgegeben haben; warum die große Halbinsel Yucatán im Inneren bald menschenleer gewesen ist, während die Mayakulturen an den Küsten sowie im Hochland noch viele Male erblühten. Ihre alten, auf Rindenbast aufgetragenen Schriften jedenfalls können keinen Aufschluss mehr darüber geben, weil Diego de Landa, der katholische Bischof von Yucatán im 16. Jahrhundert, die Faltbücher hat verbrennen lassen und heute nur noch vier Stück davon übrig sind. *Sind die Maya vor Eroberern geflohen? Hat eine große Seuche sie dahingerafft? Oder haben sich die Dürren gehäuft, sodass ihre Ernten verdorrten und die Gegend unbewohnbar wurde?* Sie selbst haben jedenfalls zu großer Trockenheit beigetragen, indem sie ihre Wälder abholzten, um Platz für Felder und Städte zu schaffen. Im Nachhinein ist es leicht, ihren Übermut zu erkennen.

Die Geschichten der Maya-Metropolen folgen der Struktur *Aufstieg – Blüte – Niedergang*. Es ist der Lauf des Universums und aller Dinge darin. Nimo lauscht, schließt manchmal die Augen oder nickt, als würde er dem Gesagten so erst zur Gültigkeit verhelfen. Er merkt sich die Details seiner Hörbücher über Monate hinweg, und ich muss allmählich aufpassen, was ich ihm erzähle. Es scheint, als würde er nichts davon je wieder vergessen.

Ungefähr auf der Höhe von Hildesheim fragt Nimo, was das eigentlich genau sei, eine Zivilisation. Ich berühre den rissigen Bildschirm meines Smartphones.

»Was ist eine Zivilisation?«, frage ich, ins Auto hinein.

»Die Gesamtheit der durch den technischen und wissenschaftlichen Fortschritt geschaffenen und verbesserten Lebensbedingungen«, kommt es aus den Lautsprechern zurück.

Die Maya sind bekannt für den Maisanbau, die Erfindung der Schrift in Mittelamerika und die Verwendung der Null in der Mathematik, als den Europäern noch jeder Sinn für das Nichts fehlte. Außerdem haben sie einen Kalender entwickelt, aus dem esoterische Kreise den Weltuntergang am 21. Dezember des Jahres 2012 abgeleitet haben, weil an diesem Tag das dreizehnte Baktun endete,

ein großer astronomischer Zyklus. Ich nahm das damals zum Anlass, einen Einführungskurs im örtlichen Schützenverein zu buchen. Maya hin oder her, wann immer die Welt untergehen würde, könnten Grundkenntnisse an der Waffe nicht schaden.

»Welche Zivilisation sind wir?«, fragt Nimo.

»Wir sind die westliche Zivilisation«, sage ich.

Aber was soll das bedeuten?

Ich denke an eine Demokratie der Männer in der griechischen Polis, an den heiligen Bonifatius, wie er die Eiche fällt, die dem germanischen Donnergott Donar geweiht ist; ich denke an Meinungsfreiheit, die Erfindung der Public Relations durch den Neffen von Sigmund Freud in den USA, an Hitler im Mercedes mit den runden Scheinwerfern, Zitrussteine fürs Klo, den Marlboro-Mann und das Jobcenter; denke an Globuli, Paracetamol, Fußbodenheizung, Coca-Cola, Würstchen im Speckmantel und die Serie *Friends*; an das Weiß in den Augen der Kohlekumpel und wie es aus den schwarzen Gesichtern sticht; denke an Beate Uhse und Beate Zschäpe; an Hollywood und die Penner neben dem Walk of Fame, an Bayern München, Ärger um Katar und die *Kritik der reinen Vernunft*. Ich denke an den 39-jährigen Spanier, der neulich in der Nähe von Barcelona kopfüber im Bein eines Stegosaurus aus Pappmaché gestorben ist, einer Werbestatue für ein längst geschlossenes Kino, weil er sein Handy dort hat hineinfallen lassen, beim Versuch es zu bergen steckenblieb, und dessen Körper erst Tage später gefunden wurde. Und daran, dass wir uns in einer motorisierten Kapsel auf einer Hunderte Kilometer langen Asphaltbahn fortbewegen, in 4-D-Surround-Sound ein Hörbuch aus einem weltumspannenden Datennetz streamen, ein Achtjähriger bei stabilen 25 Grad Innentemperatur und einer Geschwindigkeit von 212 Stundenkilometern eine Packung Schwäbische Knusperbrezeln öffnet und jetzt Salzkrümel auf seinen mit Rinderhaut bespannten Polstersitz rieseln.

»Werden unsere Städte auch mal Ruinen sein?«, fragt Nimo und richtet sich auf.

»Nichts ist ewig«, sage ich. »Aber niemand weiß, wann es so weit ist.«

Ich dachte immer, wenn ich einmal so ein Gespräch mit ihm führen müsste, hätte ich längst einen Weg gefunden, sagen zu können: *Alles wird gut*. Aber so ist es nicht. Ein Abgrund klafft zwischen dem, was ich zu wissen glaube, und dem, was ich Nimo gegenüber zu geben kann. Es gilt, seine Vorfreude auf eine Zukunft zu wahren, in der theoretisch noch alles möglich ist. Andererseits dringen die Nachrichten über den Zustand der Welt an ihn heran. Er erfährt es aus den Autoradios, der *Sendung mit der Maus*, aus *Wunderwelt Ozean* und *Paradies Regenwald*, durch Andeutungen der Lehrerinnen in der Schule oder Gespräche unter Erwachsenen.

Ich habe in den Abgrund geschaut und jetzt schaut der Abgrund zurück.

Eines Tages wird Nimo selbst die Wüsten und Urwälder dieser Erde durchkämmen, zwischen seinen Spielen für den FC Barcelona oder Manchester United, auf der Suche nach Knochensplintern und den Spuren einstiger Hochkulturen. Sein größter Wunsch ist es, dabei etwas zu entdecken, von dessen Existenz noch niemand etwas ahnt. Das fünfte erhaltene Faltbuch der Maya, das uns etwas über den Untergang einer bestimmten Stadt verraten könnte; den Schädel einer unbekanntenen Art von Flugsauriern; die Grundfesten einer in Staub und Sand begrabenen Stadt, die uns mahnt: Jedem Anfang wohnt ein Ende inne.

Irgendetwas muss ich sagen.

»Was würdest du werden, wenn du dich für einen Beruf entscheiden müsstest?«, frage ich Nimo.

»Dann würde ich Archäologe werden.«

»Und warum?«

»Weil ich herausfinden will, wie die Menschen früher waren«, sagt er. »Und warum willst du Journalist sein?«

Ich zähle drei Atemzüge.

Ich weiß es selbst nicht mehr genau. Aber ich kenne ein paar Narzissten, die behaupten, sie wollen die Welt zu einem besseren Ort machen.

»Weil ich herausfinden will, wie die Menschen heute sind«, sage ich. Nimo nickt.

»Dein Vorteil ist, dass du nicht graben musst«, sagt er. »Wenn ich Archäologe bin, muss ich oft sehr lange graben, ohne irgendetwas zu finden.«

Was ich nur nicht mehr finde, das sind die positiven Ausblicke in eine bessere Zukunft. Mein Geld verdiene ich jetzt vor allem mit Texten über Rasenmäherroboter für das Kundenmagazin der Firma Greenbot. Dabei kommt es darauf an, eine Wahrheit so zu formulieren, dass sie zum Kauf anregt. Insofern ist das dem Journalismus nicht unähnlich.

Nimo schraubt den durchlöcherten Deckel vom Gurkenglas und hält ein Thermometer ins Wasser. Seit fast zwei Wochen ist Carlos jetzt einer von uns. Dass er damit bereits ein Sechstel seiner statistischen Lebenserwartung erreicht hat, ist ein Problem, über dessen Bedeutung ich bei Gelegenheit nachdenken will.

Nur nicht jetzt.

Die getrockneten Eier der Triops sind in Zysten verkapselte Embryonen. Wir haben sie in ein kleines Aquarium gegeben, es in Nimos Zimmer unter eine 60-Watt-Lampe gestellt und den Abstand dazwischen austariert. Bei 21 Grad Wassertemperatur sind nach einigen Tagen zwei Dutzend Nauplien geschlüpft. Wir haben die zuckenden Larven mit Algenpulver gefüttert, ihnen gut zugeredet und abends Meditationsmusik für sie gespielt. Nimo hatte in einem seiner Bücher gelesen, dass Wasser die Schallwellen aufnimmt. Bald aber sind die ersten Babykrebse gestorben. Die Schwachen haben, einem uralten inneren Signal folgend, Platz für die Stärkeren gemacht. Einen Minikadaver nach dem anderen haben wir mit einem Plastiklöffel herausfischen und in den Zimmerpflanzen beerdigen

müssen, bis nur noch Carlos übrig war und Nimo jedes seiner Entwicklungsstadien verfolgen konnte, bis jetzt.

Carlos ist empfindlich. Evolutionär gesehen sind die Urzeitkrebse aber Ikonen des Überlebens. Die *Triops cancriformis* haben den Ruf, die älteste Art auf dem Planeten zu sein. Man nennt sie *lebende Fossilien*, was nicht ganz korrekt ist, denn obwohl ihre Karosserie über mehr als 220 Millionen Jahre hinweg die gleiche geblieben ist, hat sich ihr Inneres kontinuierlich gewandelt und ist erst seit circa 25 Millionen Jahren auf dem jetzigen Stand. Wie dem auch sei – sie haben mehrere Wellen des Aussterbens auf diesem Planeten überstanden.

Das letzte Massenaussterben nahm seinen Anfang ausgerechnet auf der Halbinsel Yucatán, wo später das Reich der Maya gelegen hat. Der Chicxulub-Krater erinnert noch heute an den Tag vor 66 Millionen Jahren, als ein Asteroid von 14 Kilometern Durchmesser in die Erde eingeschlagen ist. Er leitete das Ende der Dinosaurier ein sowie eines großen Teils der damaligen Tier- und Pflanzenwelt. Erdbeben, Tsunamis und Flächenbrände überzogen die gesamte Erde, Staub und Ruß verteilte sich in der Atmosphäre. Über Monate hinweg drang kein Sonnenlicht hindurch, weshalb eine jahrzehntelange Eiszeit hereinbrach. Dann folgten Zehntausende Jahre Hitzestress, getriggert durch Milliarden Tonnen von Kohlendioxid, die der Einschlag freigesetzt hatte. In einer Kettenreaktion wurden ganze Ökosysteme auf die Werkseinstellungen zurückgesetzt. Die Urzeitkrebse aber haben einfach weitergemacht wie zuvor.

Manche sagen, jetzt sei es wieder so weit. Dass wir bereits mittendrin seien im nächsten großen Sterben der Erdgeschichte. Die Menschen seien daran schuld. In unserem faradayschen Käfig aber sind Nimo und ich gut aufgehoben. Blitze werden uns verfehlen, die Langstreckenraketen der Russen, alle bösen Gedanken der Welt und Asteroiden erst recht. Der Anstieg der globalen Mitteltemperatur ist hier drin von untergeordneter Bedeutung und selbst die Stau-

meldungen, die uns automatisch ins Hörbuch funken, drücke ich weg. Jeder Laster, den wir überholen, scheint aufzuheulen.

Ich könnte lange erklären, warum ich den motorisierten Individualverkehr ablehne – die Umwelt und das Klima, die Vorteile der Schiene, die Fehler der Stadtplanung seit Adolf Hitler. Doch ich fühle jetzt auch, dass der Mercedes mir eigentlich zusteht. Ich finde, die einen haben auf der linken Spur nichts mehr zu suchen, während zwischen mir und den anderen, denen in den edleren Karossen nämlich, ein stilles Einverständnis über die Rangordnung auf der Straße herrscht.

Vor Würzburg tauchen die Weinberge auf.

Nimo schläft, als wir das Reich der Azteken erreichen. Begleitet von der Stimme des Hörspielsprechers fahren wir in die Hauptstadt Tenochtitlán ein. Schon oft haben wir sie erkundet, auf unseren Expeditionen.

Mit bis zu 200 000 Einwohnern war Tenochtitlán beinahe so groß wie das heutige Kassel und damit eine der größten Städte der Welt. Das Kriegervolk hatte die Siedlung auf Inseln im Texcoco-See errichtet und mit Tausenden Pfählen gegen das Absinken gestützt. Sie hatten den Ort gemäß einer Prophezeiung ausgewählt, so erzählt man sich, weil sie dort einen Adler gefunden hatten, der auf einem Feigenkaktus sitzend eine Schlange fraß. So sitzt er heute noch auf der Nationalflagge Mexikos. Tenochtitlán war durch strenge Linien in rechteckige Blocks unterteilt und über fünf Dammbücken mit dem Festland verbunden. Den Mittelpunkt bildete eine steinerne Pyramide, die höher war, als ein Mann einen Pfeil schießen konnte (was vielleicht eine Übertreibung ist, doch so erzähle ich es Nimo sonst, anstatt zur Beschreibung von Größen den Eiffelturm oder Fußballfelder heranzuziehen, die unserer Zivilisation entlehnt sind). Großzügigere Gebäude, vor allem am Stadtrand, hatten eingezäunte Gärten. Die mehrstöckigen Wohnhäuser der unteren Gesellschaftsschichten hingegen standen dichter ge-

drängt im Inneren. Den Azteken ging es gut, weil sie ihre Nachbarvölker unterjochten und hohe Tribute forderten – Früchte, Kakao, Jade, die bunten Federn des Quetzal oder Jaguarfelle.

In den Hörbüchern sagen sie den Kindern nie die ganze Wahrheit. Sie geben sich aber auch Mühe, nicht zu lügen.

Mitte des 16. Jahrhunderts wurde Tenochtitlán nacheinander von einer Heuschreckenplage, einer Hochwasserkatastrophe und einer Hungersnot heimgesucht. Die Stadt konnte sich kaum noch aus eigener Kraft ernähren. Viele Einwohner flohen, mussten als Sklaven dienen oder ihre Kinder verkaufen. Unter ihrem Herrscher Moctezuma II. führten die Azteken immer mehr Kriege für immer mehr Tribute. Dafür, dass die Hohepriester noch mehr Gefangenen das Herz aus der Brust reißen und die Leiber die Treppen des großen Tempels hinunterstoßen konnten, um die Götter zu besänftigen, auf dass die Sonne nicht stehenbliebe.

Laut ihren Geschichten war die Welt schon mehrfach untergegangen. Das Blut der Feinde würde die nächste Apokalypse allenfalls hinauszögern. So riefen sie Huitzilopochtli an, den Gott des Krieges und der Sonne, und Tlaloc, den Regengott, der bei Dürren Kindsopfer verlangte. Dürren gab es reichlich. Doch auch die Götter waren der kosmischen Ordnung unterworfen und mussten sich selbst oder einander opfern, damit die Welt weiterexistieren konnte. Erst der Tod ermöglichte das Leben. Der Sonnengott hatte seine Schwester, die Mondgöttin, gleich nach seiner Geburt zerstückelt.

Der nächste Weltuntergang braute sich jedoch längst zusammen.

Das Pech der Azteken war es, dass Hernán Cortés, der Sekretär des spanischen Statthalters von Kuba, zu jener Zeit Ärger mit seinem Vorgesetzten hatte. Der Statthalter wollte Cortés zwingen, eine Frau zu heiraten, die er nicht liebte, und warf ihn ins Gefängnis, bis er nachgab.

Zweimal hatte der Statthalter schon Schiffe nach Mexiko gesandt

und vom großen Reichtum der dortigen Völker erfahren. Mit der dritten Mission beauftragte er Hernán Cortés, der in den Häfen schon Schiffe gemietet und Männer für die Flotte rekrutiert hatte. Der Statthalter fürchtete, Cortés könne aufgrund der erlittenen Schmach abtrünnig werden und die erhofften Goldschätze für sich behalten. Er zog den Auftrag zurück. Cortés aber stach in See, mit nicht ganz siebenhundert Mann. Um von Kubas Statthalter unabhängig zu werden, gründete er die Kolonie Oaxaca im Namen des spanischen Königs. Diesem sandte er Gold und edle Stoffe, die ihnen Moctezuma zur Begrüßung hatte bringen lassen.

Moctezuma hoffte, dass die Eindringlinge mit ihren Geschenken rasch wieder verschwänden. Hernán Cortés aber ahnte jetzt, wie reich die Azteken waren. Er wusste, wenn er in der neuen Welt keinen Erfolg hätte, würden sie ihn in Spanien für seinen Ungehorsam in den Kerker werfen. So verbündete er sich mit einem der Völker, das die Azteken unterjocht hatten, und versenkte die Schiffe seiner Flotte, um seinen Leuten den Rückzug unmöglich zu machen. Sie marschierten gen Tenochtitlán, bewaffnet mit Schwertern, Kanonen und dem Glauben an den Herrn Jesus Christus. Moctezuma konsultierte die Hohepriester, rief die Götter an und ließ seine Hellseher samt deren Familien töten, weil die Prophezeiungen nichts mehr taugten. Der Herrscher tobte – doch er musste die Spanier schließlich empfangen.

So quartierte er sie im Palast seines Vaters ein, wo sie einen Raum mit blutverkrusteten Wänden und verkohlten Menschenherzen vorfanden sowie eine mit unermesslichen Reichtümern gefüllte Schatzkammer. Aus Angst vor den Aztekenkriegern nahmen sie Moctezuma gefangen, zwangen ihn, fortan mit ihnen im Palast zu leben, und benutzten ihn als ihre politische Marionette. Bei Aufständen soll er schließlich von seinem eigenen Volk gesteinigt worden sein. Die Spanier mussten eines Nachts aus dem Tempel und der Stadt fliehen, wurden am Kanal entdeckt, von den Azteken mit Kanus gejagt und mit Pfeilen beschossen. Wer zu schwer mit Gold

beladen war, der starb – und das waren die meisten. Cortés selbst entging dem Tod nur knapp.

Während sich die spanischen Streitkräfte erholten und neue Allianzen schmiedeten, brach eine Pockenepidemie aus, die ein Drittel der indigenen Bevölkerung dahinraffte. Die Spanier hatten die Krankheit eingeschleppt und blieben vom Schlimmsten verschont. Durch diese für sie glückliche Fügung konnten sie schließlich auch die Hauptstadt der Azteken einnehmen.

Sie machten Tenochtitlán dem Erdboden gleich und zerstörten jede Spur der alten Kultur. Aus den Trümmern bauten sie ihre eigenen Häuser. Aus Tempeln wurden Kirchen. Und auf dem Fundament des früheren Herrscherpalastes errichteten sie den Palast ihres Anführers, der einst aus Kuba aufgebrochen war, um frei zu sein: Hernán Cortés de Monroy y Pizarro Altamirano, Marqués del Valle de Oaxaca.

Und wenn sich heute ein Weißer auf Reisen in südlichen Gefilden die Seele aus dem Leib schießt, dann nennen wir das *Moctezumas Rache*, in Anlehnung an den besiegten Herrscher der Azteken.

An einer gealterten Shell-Tankstelle im Knüllgebirge stelle ich das Auto so an die Zapfsäule, dass Carlos noch ein paar Sonnenstrahlen abbekommt. Ich tanke voll. Dann schleichen wir vorbei an einer picknickenden Familie in identischen Trainingsanzügen und pinkeln durch den Maschendrahtzaun, in Richtung der Felder.

Nimo sagt, er wolle sich von nun an professioneller ausdrücken oder, anders gesagt, *in Rätseln sprechen*. Also zum Beispiel nicht: *Ich kriege keine Luft*, sondern *Mir fehlt Sauerstoff*. Dies sei die Sprache der Wissenschaftler. Als ich in Richtung Tankstelle gehen will, hält mich Nimo zurück.

»Hast du nicht was vergessen, Papa?«, fragt er.

Mit seinen Händen buddelt er in der Luft. Dann gleitet er über den Parkplatz wie durch Wasser, seine Arme zu Schwingen gebreitet. Also gut.

Ich mache mich daran, das Panzertape vom Armaturenbrett zu entfernen.

Die Schiebetüren der Tankstelle öffnen sich und ich bin sofort beruhigt, als ich die lückenlos gefüllten Regale sehe. Die Zivilisation sagt: *Ich war, ich bin, ich werde sein*. Nimo hält das Gurkenglas mit beiden Händen umklammert und läuft etwas nach hinten gebeugt. Ich sehe aufgeplusterte Packungen Chips, Nachos und Flips, zwei Drehständer mit Sonnenbrillen, Bier an Bier, Tiefkühlpizza, Thunfischdosen und haltbare Milch. Alles, was hier am Abend fehlt, wird automatisch registriert, nachbestellt und in kürzester Zeit ersetzt. Dafür operiert tagtäglich ein weltweites Netzwerk von Menschen und Maschinen, das produziert, transportiert und – digitalen Signalen folgend – dafür sorgt, dass alles den Weg in die richtigen Lagerhallen und Container, auf das richtige Schiff und den richtigen Lastwagen findet, bis irgendwann im Morgengrauen, am Ende einer langen Kette von Dienst- und Rechenleistungen, ein gährender Shell-Mitarbeiter im Knüllgebirge die Regale befüllen kann und alles von vorn beginnt.

Früher hätte man eine Tankstelle nicht mit einer Maske betreten dürfen, heute geht es nicht mehr ohne. Ich denke wieder an die Azteken und daran, wie es endgültig um sie geschehen war, kaum fünfzig Jahre nach Ankunft der Spanier.

Der Erreger *Salmonella enterica Paratyphi C* brachte eine der tödlichsten Epidemien der Menschheitsgeschichte über die indigenen Völker Mittelamerikas. Wer sich ansteckte, den packte hohes Fieber und eine Magen-Darm-Infektion, der blutete bald aus Augen, Mund und Nase, bis er nach wenigen Tagen starb. Die Aztekenpest, die sie *Cocoliztli* nannten, dünnte die Bevölkerung Mexikos aus, bis sie auf etwa ein Zehntel dessen zusammengeschrumpft war, was Hernán Cortés vorgefunden hatte, als er mit seinen Leuten an Land gegangen war. Die Zeit der neuen Siedler aber hatte gerade erst begonnen. Sie legten den Texcoco-See trocken und errichteten Mexikostadt auf den Ruinen der alten Welt, um das einstige Zentrum der

Aztekenhauptstadt herum. Heute leben dort 22 Millionen Menschen, in – abermals – einer der größten Städte der Welt.

Jedem Ende wohnt ein Anfang inne.

Ich hole zwei Magnum Mandel aus der Eistruhe und halte sie mir an den linken Oberkiefer, bis die Kassiererin ihre Hand ausstreckt.

»Und einmal die Drei«, sage ich.

»Das macht 76 Euro 13«, sagt sie. »Wollen Sie für 40 Cent vielleicht noch was für die Umwelt tun und ein paar Bäume pflanzen?«

Bei all den Großkonzernen, die so konsequent den Regenwald aufforsten, ist es beinahe ein Wunder, dass davon kaum noch was übrig ist. Dass die Ökosysteme weiter schwinden und somit nicht zuletzt die Gefahr durch Zoonosen steigt, Krankheiten also, die vom Tier auf den Menschen überspringen, wie das Virus, wegen dem wir nun alle Masken tragen.

»Nein, nein und nochmals nein«, sage ich und spüre Nimos Blick von schräg unten.

»Mmmokay, vielen Dank«, sagt sie, aber in ihrer Stimme liegt eine gewisse Enttäuschung. Ich stehe also inmitten gerodeter Landstriche an der Autobahn und schäme mich vor dieser Frau, die eine Schirmmütze mit dem eingestickten Logo eines Mineralölkonzerns trägt.

»Dann hätten wir heute noch zwei Snickers für zwei Euro«, sagt sie.

Das Geld muss ich in einen Bezahlautomaten unter dem Tresen stecken, und während sie mir nun eigentlich das Wechselgeld überreichen sollte und ich mich bedanken würde, sirrt bloß der Automat. Sie steht nur da, schaut mich an und hebt die Schultern, als wollte sie sagen: *Tja*. Als die Münzen in das Auffangbecken klimpern, können wir uns endlich voneinander verabschieden. Ich trete wieder hinaus und greife nach Nimos Hand, doch er ist verschwunden.

Ich finde ihn drinnen beim Zeitschriftenregal, das Gurkenglas zu seinen Füßen. Er steht vor dem Drehständer mit den Tageszeitun-

gen und liest die Titelseiten, in einer Hand noch eine eingeschweißte Detektivzeitschrift mit Plastikfernglas. *Monster-Flut in Pakistan – Schäden sogar aus dem All sichtbar* steht da, *Apocalypse now* und *Feuer-Inferno in Brandenburg – evakuierte Dörfer*. Die Bild-Zeitung zeigt das Foto eines im Chaos verschollenen Mannes, auf dem er ziemlich happy aussieht, was ja immer das Problem ist mit diesen Fotos, oder vielleicht genau die Absicht.

Nachdem ich das Auto von der Zapfsäule auf den Parkplatz gefahren habe, essen wir unser Eis an einem schattigen Picknicktisch aus Beton. Gänsehaut überzieht Nimos Beine. Das Gurken-glas behält er auf dem Schoß, aus Sorge, das Wasser könnte sonst abkühlen.

»Papa, glaubst du die Welt geht bald unter?«, fragt Nimo.

»Ich wünschte, ich hätte darauf eine einfache Antwort«, sage ich.

»Wenn du mir keine einfache Antwort geben kannst, dann kannst du mir auch eine komplizierte geben«, sagt Nimo.

Gegenüber stecken die Leute die Zapfpistolen in ihre Tanks und drücken den Abzug.

Wenn ich Nimo von meinen Reisen erzählen würde, müsste ich in Newtok beginnen.

Ich atme tief ein und rieche das Benzin.